

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 97 (1971)
Heft: 50

Rubrik: Briefe an den Nebi

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fragezeichen

In Nr. 47 kritisiert und glossiert Herr AbisZ mit scharfen Worten die Wahl des Waadtländer Nationalrates der Nationalen Aktion, da dieser Herr als Tunesier und «Halbschweizer» erst im Jahre 1969 «Ganzschweizer» geworden sei.

Ich möchte aber gerne hinter die Ausführungen des Herrn AbisZ ein Fragezeichen setzen, zeigt doch diese Wahl, daß unsere welschen Miteidgenossen freier und weniger stur denken und wählen als wir in der deutschen Schweiz, was sie ja auch mit der Wahl der ebenfalls etwas dunkelhäutigen Neuenburger Nationalrätin bewiesen haben.

Gleichzeitig aber haben uns unsere welschen Freunde auch wieder einmal den Beweis ihres echten gallischen Witzes erbracht, der einige Nuancen differenzierter, dafür aber auch um so köstlicher ist als das, was bei uns in der Ostschweiz in der Regel als politischer Witz geboten wird.

F. Rudin, Thalwil

Der schöne, unschöne Peter

In der «Spottrevue» (Nebi Nr. 44) nimmt Max Rüeger die Kolumne vom 24. Oktober in «Bild am Sonntag» aufs Korn, in der Peter Boenisch Bericht und Kommentar in eindeutig demagogischer Weise vermenget.

Leider ist diese angeprangerte Machart der «Bilds»-Zeitung kein Einzelfall. Die ständige Verteufelung und Verketzerung des politischen Gegners in diesem Springerblatt trägt zur Verdummung der meist unkritischen «Bilds»-Leser bei. Das ist schlimm, aber noch schlimmer ist es, daß mehr als ein Viertel aller bundesdeutschen Wähler dieses Massenblatt als einzige politische Information liest. Daß der Nebi auf diese unfaire und gefährliche journalistische Manipulation aufmerksam macht, erhöht seine politische Bedeutung und verdient besonderen Dank.

Dr. Guido Senzig, Offenbach a. M.

Schadenfreude

AbisZ schrieb in Nr. 43 den Satz: «Er präsentierte die Flasche so sorgsam, ... als hätte sie nicht soeben erst die Buffetdame geschüttelt ...» Der Leser Rolf Koch verfiel darob in Schadenfreude, denn er empfand die Formulierung als Stilfehler. (Nr. 46)

In Nr. 48 wehrte sich AbisZ («Die geschüttelte Buffetdame»): Im Tonfall des Radio-Briefkastenonkels belehrte er den Leser darüber, daß es eben zu den «Eigenarten der deutschen Sprache» gehöre, daß «sie» sowohl den Nominativ (Subjekt) wie auch den Akkusativ (Objekt) ausdrücken könne. Das mag stimmen, will aber nicht heißen, ein auf Verständlichkeit und Deutlichkeit im sprachlichen Ausdruck Erpichter müsse diese Eigenart pflegen. Natürlich ist im Falle Buffetdame/Flasche klar, was gemeint ist. Aber solche Formulierungen sollten grundsätzlich vermieden werden, und sie lassen sich auch gut vermeiden.

Wenn ein Polizist rapportierte: «Die junge Dame, die hereingeführt wurde, sah so ordentlich aus, als hätte sie nicht soeben die Mutter geohrfeigt», dann erhielte er mit Recht eine Rüge. Und wenn ein Schriftsteller oder Journalist in einem ähnlichen Fall so

BRIEFE AN DEN NEBI

schreibt (es geschieht bei letzteren recht häufig), dann hat er seinen Beruf verfehlt. Schließlich schreibt man, um richtig verstanden zu werden und nicht um eine «sprachliche Eigenart» zu pflegen.

Es kann bei der Beschreibung eines Vorfalles, eines (technischen) Vorganges oder eines Sachverhaltes in den meisten Fällen sehr nützlich sein, zu wissen, ob die ordentliche junge Dame die Mutter geohrfeigt hat oder von der Mutter geohrfeigt wurde. Und es wäre sehr zu wünschen, wenn Schreiber sich zu schreiben angewöhnen: «Er präsentierte die Flasche so sorgsam, ... als wäre sie nicht soeben erst von der Buffetdame geschüttelt worden.»

Ich meine: Eine so kaltschnäuzige Abfuhr hat Rolf Koch eigentlich gar nicht verdient. J. Rutishauser, Sulz

Braunes Flüchtlings- oder weißes Pflegekind?

(Betrifft Beitrag «Und die Schweizerkinder?» von Mimi, Frauenseite in Nr. 44)

Ein koreanisches Adoptiv- und ein schweizerisches Pflegekind sind tatsächlich zwei verschiedene Handschuhe. In den allerseltensten Fällen wird für Eltern das «Interessantere» der farbigen Haut den Ausschlag geben.

Das fremdländische Flüchtlingskind kommt aus dem Unbekannten. Es hat vielleicht Hunger, ist allein und hilflos. Wer würde so ein armes Kind nicht gerne in die Arme nehmen, es liebhaben, aufpäppeln und ihm helfen wollen, sich im neuen Heim einzuleben! Das Ziel ist es ja, daß das Kind integriert wird; es werden «seine» Eltern, es wird «ihr» Kind. (Wer unter den normalen, leiblichen Eltern nie mit Besitzerstolz auf sein Kind blickte, werfe den ersten Stein.) Es mögen am Horizont zukünftige Schwierigkeiten auftauchen, die aus der anderen Seelenstruktur des Kindes oder durch die Ablehnung der andersrassigen Umgebung kommen; aber im großen ganzen ist die Aufnahme des fremden Kindes vorwiegend eine Freude.

Das schweizerische Pflegekind kommt seinen neuen Eltern in den wenigsten Fällen freudig entgegen. Es ist oft verstört durch frühere Erlebnisse, vielleicht die Scheidung der Eltern, ein unglückliches Zuhause, wechselnde Pflegeplätze. Vielleicht flucht es auf gut schweizerdeutsch, vielleicht lügt oder stiehlt es, vielleicht leidet es schwer unter der Trennung von der Mutter. Die Pflegeeltern sollen nun dem Kind zurechthelfen; sie sollen es zwar liebhaben, aber es nicht zu sehr gefühlsmäßig an sich binden, denn man weiß ja nicht, wann es wieder weggeht. Die Pflegemutter sollte die leibliche Mutter nicht verdrängen, sondern den Kontakt mit ihr pflegen. Das «Dreinsprechen» ist dabei nur ein Aspekt unter den Schwierigkeiten, die manchmal fast unlösbar sind.

Es ist fast immer unendlich viel schwieriger, ein Pflegekind aufzunehmen und zu erziehen als ein schwarzes oder braunes Flüchtlingskind. Nicht alle Eltern trauen sich die erforderliche selbstvergessene Liebe zu. Um so größeren Dank verdienen die vielen Pflegeeltern, die eine Menge Kraft und Liebe für ihre Aufgabe einsetzen. E. Dolderer, Bonstetten

Mißmut des Fußgängers

Das Titelbild Nr. 47 hat mir ganz und gar nicht gefallen. Ich bin nämlich, wenn immer möglich, auf das-zu-Fuß-Gehen «eingeschworen». Ich brauche kein Auto, obschon ich es mir auch leisten könnte. Es ärgert mich aber, wenn ich zusehen muß, wie eine allmächtige Autoindustrie und auf das «Recht» des Mächtigeren pochende Autofahrer, dem Fußgänger

mehr und mehr den Lebensraum belasten. Vielleicht begreifen Sie deshalb meine Ansicht: die Abgaben und Steuern sind für viele «Blechkastenfahrer» und Fahrerinnen noch viel zu niedrig, – und höhere Abgaben sollten, nicht zuletzt, zu Gunsten der Fußgänger verwendet werden, zum Beispiel in der Form von Steuererleichterungen, unter anderem auch als kleine Entschädigung für den Mißmut, der einem angesichts der Diktatur Tausender motorisierter Straßenbenutzer fast täglich überfällt.

Albert Eisenring, Zürich

Ich schieße auf die Theaterkritik (hochdeutsch)

Lieber AbisZ!

Ein Witz – aber wahr – ist es, daß ein satirisches Blatt wie der Nebi letzter Hüter der deutschen Sprache in unserem Lande zu sein scheint. Lese ich den Nebi von A bis Z, so stelle ich erfreut fest, daß Sie einer der militanten Kämpfer für die gute Sache des Stils sind. Täglich wird mein Auge und Ohr beleidigt – darum möchte ich Sie zu weiterem Tun ermutigen und mich Ihnen als Waffenlieferant (ohne Profitinteressen) zur Verfügung stellen.

Junge und bei den Jungen sich anbietende Journalisten und Lehrer huldigen einer «freien» Sprachentwicklung; sie tolerieren und produzieren schlechthin alles, auch das Brechmittel «in etwa», das mir bis heute noch niemand grammatikalisch erklären konnte. Kinder und Jugendliche werden durch Vorbilder beeinflusst – sie ahmen nach. Sie vor der Nachahmung höheren und niederen Blödsinns zu bewahren ist der Sinn unserer «Intoleranz».

Was ich Ihnen zu bieten habe, erschien in der renommiertesten Tageszeitung der Schweiz. Der dort als Theaterkritiker beschäftigte Mensch leistete sich anlässlich einer Aufführung im Zürcher Schauspielhaus eine Rezension, die ich Ihnen sowohl bei als auch ans Herz lege. Jemand, der Zensuren in einem solch elenden Deutsch erteilt, ist ungläubwürdig. Es ist schon eine Anmaßung, nachträglich zu beweisen, was die andern alles falsch machten und wie sie's hätten besser machen können, hätten sie sich nur «von kundiger Hand» beraten lassen. Das aber auch noch in einem Stil, den man mir föhentlich nicht «anlasten» kann – solche Anmaßung gehört an den Pranger.

Dr. J. Haguenuer, Zürich

*

Lieber Herr Doktor Haguenuer!

Was wollen Sie eigentlich noch? Kann man überhaupt schöner schreiben als so: «Dieses so sehr in der spanischen Tradition verwurzelte Stück gefährdet schon ein Vergriff in der Tonlage.» Und auch der «Nachvollzug» und die «verfremdete Konzeption» sind doch prächtig, finden Sie nicht auch? Und wenn man gar viermaliges «evozieren» und die lyrische Stimmung, d'e «im Umschlag zur Komik» wird, sowie die «allzu kommenturablen Ausdeutungen», worauf es in diesem Stück «essentiell ankäme» evoziert – dann bleibt dem staunenden Leser nichts anderes mehr als ein Versunk in tiefe Bewunderung. Ich finde, Ihre Kritik sei dem affektierten Skribenten nicht «anzulasten», da er sich doch sooo viel Mühe gegeben hat, gebildet zu «konzipieren». AbisZ



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVO-Produkt

BRIEFE AN DEN NEBI



«England – nix kultura!»

(Nebi Nr. 48)

Lieber Till!

Es ist eigentlich schade, dort Nebel aufkommen zu lassen, wo er gespalten werden sollte. Du verdammst Oistrach, weil er in einer Diktatur lebt. Kennst Du Oistrachs Meinung? Oder weißt Du mehr über seine Person? Ist Oistrach wirklich ein williger, rückgratloser Kulturfunktionär? Oder ist einer, dem Musik lieber ist als ein Irrenhaus, einer, der die Sinnlosigkeit oder Aussichtslosigkeit eines offenen Kampfes gegen die Politik seines Vaterlandes sieht, wirklich auf diese Weise zu brandmarken?

Ich weiß nicht mehr über Oistrach, als daß er ein russischer Geiger ist. Wenn Du, lieber Till, einen Mitmenschen auf diese Weise als Marionette klassierst, mußt Du dies besser begründen. Das Moskauer Kulturministerium hat entschieden; was Oistrach dazu sagt oder tut, wissen wir nicht. Reich dich, um Oistrach als eine zweifelhafte Figur hinzustellen?

Leo Sigrist, Pieterlen

«Blabla»

Sehr geehrter Herr Redaktor!

Vor kurzem waren einige Leser des Nebi und auch ich mit den Ausführungen des Telespalters hinsichtlich der Sendung «XY – Ungelöst» im Deutschen Fernsehen nicht einverstanden. In den Nrn. 47 und 48 des Nebi hat sich der Telespalter erneut mit dem Deutschen Fernsehen beschäftigt. Diesmal jedoch muß man dem Telespalter gerechterweise zustimmen. Damit er sieht, daß ich ihm nicht böse bin, übersende ich Ihnen einen Brief eines wackeren Schwaben. Seine Ausführungen, die sich ebenfalls mit dem Deutschen Fernsehen beschäftigen, wurden unter dem Motto «Blabla» in der «Heilbronner Stimme» vom 2. Dezember 1971 veröffentlicht, nur daß das Deutsche Fernsehen diesmal – und mit vollem Recht – von einer anderen Seite angegriffen wird.

Dr. P. Irmeler, Wüstenrot (BRD)

Der Leserbrief in der «Heilbronner Stimme» lautet:

Mehr als die Hälfte aller Nachrichtensendungen in Rundfunk und Fernsehen erfüllen ihren Zweck nicht. Sie unterrichten den Zuhörer und Zuschauer nicht, sondern verwirren ihn oder rauschen allenfalls als unverständliches Krauderwelsch der politischen Fachsprache an seinen Ohren vorbei. Das stellte jetzt der Erlanger Sprachwissenschaftler Professor Erich Straßner fest. Reichlich die Hälfte aller Nachrichten, die in einem Zeitraum von vierzehn Tagen bei mehreren deutschen Rundfunkanstalten untersucht und wissenschaftlich «abgeklopft» wurden, bestehen nur aus der Wiedergabe der Erklärungen von Politikern des In- und des Auslandes. Sie sind gespickt mit Fremdwörtern, Spezialbegriffen, Abkürzungen für Konferenzen und allgemeine politi-

sche Zielsetzungen. Der politische Laie kann mit dieser Fachsprache im allgemeinen nichts anfangen, da sein beruflicher Alltag sich um andere Dinge dreht als der des Berufspolitikers. Für das Fernsehen beider Programme gilt die gleiche Rüge. Wenn hier auch das Bild manches erläutert, so ist doch eine beträchtliche Zahl der politischen Dokumentationen zu anspruchsvoll und für den Laien nicht verständlich. Was jetzt bei einer Reihe von Rundfunkanstalten stichprobenartig für die Nachrichtengattung ermittelt wurde, sollte die Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten Deutschlands (ARD) veranlassen, eine umfassende Gesamtuntersuchung über ihre Nachrichten in Gang zu bringen. Vielleicht wird man dazu übergehen müssen, die Nachrichten in allen drei Hörfunkprogrammen, die jetzt fast alle Rundfunkanstalten haben, zu unterscheiden, so daß jeder Hörerkreis angesprochen wird: der politisch engagierte ebenso wie derjenige, dem mehr an einer allgemeinen Uebersicht liegt.

Herbert Hostmann

Das Lieblingsspielzeug

(Zum Leserbeitrag «Das Auto ist uns teuer» in Nr. 48)

Es wird noch viel zu wenig auf die Autofahrer «abgewälzt». Technisch und wirtschaftlich ist es bei der jetzigen Bevölkerungsdichte absolut unmöglich, daß jeder Mensch überallhin mit einem eigenen Auto fährt. Die Erfahrung zeigt aber allgemein: Je mehr Straßen, desto mehr Autos bis zum Punkt, wo die Verkehrsmisere oder die finanzielle Belastung des einzelnen das Autofahren verleidet. Es liegt im Interesse der Allgemeinheit, diesen Punkt möglichst bald zu erreichen.

In der Schweiz zeigt die Entwicklung der kantonalen Finanzen deutlich, trotz aller Verschleierungstaktiken der Interessierten, wie das private Autofahren immer noch zuviel auf Kosten der Allgemeinheit geht. Je mehr die Zahl der Autos wächst, um so schlechter wird die öffentliche Finanzlage trotz Hochkonjunktur, weil immer weniger Nichtautomobilisten die Kosten des privaten Autofahrens mittragen helfen. Die Allgemeinheit zahlt einen Teil der Staatsstraßen, alle Gemeindestraßen, neuerdings einen Teil der autobedingten Versicherungskosten, schon immer alle autobedingten Kosten der Polizei, der Gerichte, der Spitäler und des Gesundheitswesens.

Die Allgemeinheit muß das prestigebedingte Autofahren verleiden, um die Verkehrs- und Finanzmisere zu beheben. Das private Autofahren muß finanziell selbsttragend werden, wie es dem öffentlichen Verkehr im Prinzip vorgeschrieben ist.

Ich hoffe, daß Sie es wagen, diese Aufklärung über das Lieblingsspielzeug des Volkes zu veröffentlichen. Auf Grund der letzten und der Kriegsjahrgänge des Nebi glaube ich es.

Karl Duffner, Romanshorn

Die Fahne

Abwechselnd in Ost-Berlin oder in Bonn verhandelten die Unterhändler Kohl und Bahr monatelang über eine Regelung des innerdeutschen Verkehrs. Wieviel Pferdefüße für die Westdeutschen und die Westberliner das Abkommen mit sich bringen wird, weiß noch niemand, selbst nicht nach einem sogenannten erfolgreichen Abschluß. Erst mit der Zeit wird sich herausstellen, wo sich überall die westlichen Vertreter übers Ohr hauen ließen. Totale Regierungssysteme bringen zum Zwecke der Uebertölpelung von Demokraten enorm viel Ausdauer, Hartnäckigkeit, Verschlagenheit und Weitblick auf.

In Ost-Berlin standen die Zeichen schon in der Woche vor dem Abschluß auf Optimismus. Offenbar über die Bonner Genügsamkeit. Man gab sich zuversichtlich. In der kommunistischen Führung war man zu Witzen aufgelegt, obwohl ansonsten unter den rationalistisch geradeaus denkenden und todernsten Funktionären eines totalitären Regimes Witze eher verpönt sind und schon Anzeichen von Aufweichung bedeuten können.

Warum, so fragten sich jedenfalls in der letzten Woche der Verhandlungen hohe kommunistische Funktionäre Ost-Berlins gegenseitig, warum trinken Kohl und Bahr eigentlich nicht aus ein und derselben Flasche?

Und sie antworteten: Weil sie sonst die gleiche Fahne hätten.

Wobei es, von Ost-Berlin aus gesehen, freilich nur eine Fahne gäbe, die gemeinsam gültig sein könnte: die rote.

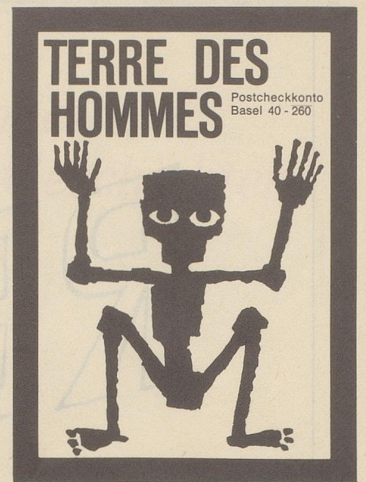
Till

Das neue Buch

N. O. Scarpi: «Aus einem nicht geführten Tagebuch», 1971, Werner-Verlag, Zürich.

Es ist schwer, über jemanden zu schreiben, der einem so nahesteht wie mir N. O. Scarpi, alias Fritz Bondy, wohnhaft in der schönen Stadt Zürich an der Limmat. Jedes Jahr, wenn ich von den Vereinigten Staaten zu einem Europabesuch herüberkam, begab ich mich so schnell wie möglich zu Scarpi. Es war aber schwer, seiner wirklich habhaft zu werden, da er entweder an einem seiner vielen Bücher schrieb, sich mit einem Vortrag über eine Oper beschäftigte oder Anekdoten und Fabeln für eine neue Publikation zusammenstellte.

Es ist hier nicht der Ort, über N. O. Scarpi unermüdete schriftstellerische Tätigkeit zu sprechen. Jedermann weiß von ihr. Ich möchte nur sagen, daß er einer der seltenen kreativen Menschen ist, die hohes Talent mit großem Fleiß verbinden. In seinen Büchern und hauptsächlich deshalb auch in dem letzten «Aus einem nicht geführten Tagebuch» zeigt Scarpi



nicht nur die Eigenschaften, die ihn zu einem exzellenten Vertreter seines schriftstellerischen Metiers machen, sondern auch die besonderen Talente, die ihm eigen sind: Mutterwitz, Erzählertalent erster Klasse und, was bei solcher Themenwahl besonders schwierig ist eine absolute Ehrlichkeit. Scarpi will vom Leben selbst erzählen, und er tut es in seiner Weise, indem er für die handelnden Gestalten einen Hintergrund findet (nicht erfindet), in dem sich diese Personen in komischer Weise dekouvirieren. Scarpi sieht durch die Komik der Situation den Menschen selbst gelöst und frei von den Entstellungen und Verstellungen, die unsere «fortschrittliche Zivilisation» von jedem als *condicio sine qua non* verlangt. Man könnte dieses Buch, in dem Scarpi, wie er sagt, aus seinem Leben erzählt (aber mehr von dem Leben anderer als von sich selbst), deshalb auch als eine humanistische Dekouvirung bezeichnen. Es handelt sich also um einen Report, in dem mit besonderer, fast möchte ich sagen, psychoanalytischer Methode die wahre Seite des Menschseins gezeigt wird. Das fühlt man besonders, wenn es sich um (so sagte man früher) hochgestellte Personen handelt. Es ist selten, dabei zu sein und zu beobachten, wenn einem König, Grafen und anderen («hochgestellten») Personen die Hosen herunterfallen – psychologisch gesprochen. Der Leser wird eingeladen, wie N. O. Scarpi hinter der Maske des Menschen die Eigenschaften zeigt, mit denen der Mensch wirklich lebt. Er wird dann zu dem, was er in der Tat ist, ein Mensch und nichts als ein Mensch. Ich gratuliere N. O. Scarpi zu diesem freundlichen Handatlas menschlicher Schwächen, die trotz allem und allem auch die menschliche Stärke zeigen.

Richard Huelsenbeck

Brief an den Nebi

Betreffs Karikatur «Kinderheim Traugott» in Nr. 45: Siggs Zeichnung ist besser als sein Text. Man sollte das Bild nach vorne um einen Gebäudekomplex erweitern: Abtreibungsspital Gottlob. Denn genau diese Haltung, «lästige» Mitmenschen los sein zu wollen, sie aus der eigenen, geregelten Welt zu verbannen, steht hinter der Abtreibungsmentalität. Wenn diese Mentalität nicht überwunden, sondern im Gegenteil glorifiziert wird, dann werden immer genügend Unabgetriebene die Kinderheime, Erziehungsheime und Strafanstalten füllen.

Prof. Alois Müller, Freiburg